112
1

Aus Redaktion und Irrenhaus

Gesprochen am 9. Februar*)

Ich erfülle doppelte Dankespflicht, wenn ich meiner Öffentlichkeit, die mit mir die furchtbare Notwehr gegen den sieghaften Ungeist mitmacht, Kunde gebe von dem seit Jahren einzigen positiven Erlebnis, das ich einem Zeitungsblatt verdanke. Es handelt von der dichterischen Produktion eines Irren, und um sie zu würdigen, ist es unerläßlich, vorher von vielerlei geistigen Eindrücken zu sprechen, die man der Welt außerhalb des Irrenhauses verdankt, welches gut tut, sich gegen sie durch eine Mauer abzusperren.

Wir müssen es hinnehmen, daß wir in diese Zeit Verbannten lebenslänglich verurteilt sind, die Usurpierung der sprachlichen Machtmittel durch Schurkerei und Idiotismus zu ertragen; ohnmächtig müssen wir zusehen, wie, nach völliger Abtötung aller schöpferischen Möglichkeit durch eine selbsttätige Technik, die entleerten Formen des Geistes zum Ornament des Schwachsinns, zum Aufputz der Niedertracht taugen. Wir erleben im täglichen Umgang und in dem Abdruck eines geschändeten Lebens, der womöglich noch dessen Niveau unterbietet, im Rotwelsch der Lebensbetriebe und im Kauderwelsch jeder gedruckten Zeile, einen Triumph der Erbärmlichkeit, der uns bis zu dem Zweifel deprimiert, ob nicht alles das in Ordnung sei und nur der eigene Sinn versehrt, der die Dinge so betrachtet. Wenn mein Blick ein Zeitungsblatt durchfliegt — und nie noch hat er darin lustwandelt —, so ergreift er, ohne mehr an der selbstverständlichen moralischen Verworfenheit zu haften, eine solche Fülle von Beispielen gedanklicher und sprachlicher Mißform, daß mir für die Zukunft einer Nation, die diesen Unflat als geistige Nahrung zu sich nimmt, nur die Hoffnung bleibt, sie werde bei fortschreitender Verblödung schließlich nicht mehr imstande sein, zu lesen — was dann den Ruin der Presse, und in weiterer Folge die geistige Erholung der Menschheit herbeiführen wird. Immer wieder versuche ich, der nicht unter Leute kommt, mir vorzustellen, daß sie, so beklemmend ihre Sprechart im Vorbeigehn auf mich einwirkt, doch geistig hoch über den Personen stünden, von denen sie sich die Zeitung liefern lassen, weil es doch unmöglich ist, sich vorzustellen, daß sie noch unter ihnen stehen. Immer wieder glaube ich ja, mit einem unzerstörbaren Glauben an die Naturkräfte im Menschen, daß etwa der Abendblatt-Leitartikel der Neuen Freien Presse, von ihrem letzten Leser geschrieben, doch menschenmöglicher wäre als das imbezille Wirrsal, das er schlucken muß, dieses schreiend komische Sammelsurium rein privater Ausrufe, die sich durch die unmöglichsten Spationierungen den Weg zum Ohr der Öffentlichkeit erzwingen wollen, ungeachtet der Erfahrung, daß sich da durch Gewalt so

*) Ohne den Absatz »Aber wir wollen ....« bis ».... erhalten blieb« (S. ⊐), der erst später entstanden ist.

wenig richten läßt wie beim Beten. Es ist undenkbar, glaube ich immer wieder, daß ein beliebiger Provinzabonnent, und selbst einer, dem diese Sprache Respekt einflößt, die miserable Gesinnung, die sich ihrer bedient, nicht sachgemäßer und wortsauberer, also publizistischer auszudrücken vermöchte. Oder betrachten wir diese inveterierte Landplage des Sonntagsglossators: welcher Leser würde, wenn er den Gedanken zu verarbeiten hat, daß zwei völkische Abgeordnete wegen der bekannten Negerschmach zum Bundeskanzler gehen, und wenn ihm dazu die Krawalle im Parlament einfallen, die Assoziation nicht logisch etwa so vollziehen, daß die Parlamentarier nicht nur im Hause, sondern auch außerhalb des Hauses Krawall machen. Nur dem Berufsschäker kann es passieren, daß er da schreibt, es hätten sich Parlamentarier gefunden, »die zur Abwechslung statt gegeneinander, gegen die schwarze Tänzerin wüteten«. Doch die völkischen Parlamentarier haben nie gegeneinander gewütet und die sozialistischen nicht gegen Josephine Baker. Aber ist die Banalität, die einem da täglich um die Ohren geschlagen wird, nicht an sich noch schmerzhafter als alle Unlogik, die der Journalist braucht, um keinen Humor zu haben? Wäre es denn denkbar, daß der Leser nicht schamrot wird bei dem Gedanken, er selbst wäre gezwungen, die ausgekotzten Redensarten in den Mund zu nehmen, die er, wie alljährlich so auch heuer, als »Ansprachen auf dem Concordiaball« serviert bekommt? Dieses ewige Geschäker erwachsener Würdenträger bei der Vergewisserung, daß »die Jugend und die Freude das Zepter führen«; diesen Einfall eines Unterrichtsministers, den versammelten Schapseln das Vorbild Schuberts zu empfehlen, der es »doch auch« verstanden habe, »mit guten Freunden einmal einen klingenden Feierabend bei einem guten Tropfen Wein zu begehen«! Darf sich die Phrase wirklich schon jedes Attentat auf die fünf Sinne erlauben? Muß man den Ausspruch über sich ergehen lassen, mit dem der kostbare Advokat des Herrn Ahrer dessen Verteidigung führt, die vor Gericht zu führen ihm durch den Zwang der Umstände verwehrt ist, den Ausspruch, wonach der Geschäftsfreund des Herrn Bosel und Tischkumpan des Herrn Bekessy makellos dastehe: »hierüber« werde sich »jeder objektiv denkende Mensch« sein Urteil selbst bilden können, »da« der Herr Ahrer, seinem Rate folgend, »in absehbarer Zeit seine Memoiren der Öffentlichkeit übergeben wird«. Kein Zweifel, sagt man sich, der Memoahrer hat den einzig richtigen Weg zur endgültigen Feststellung der Wahrheit betreten. Man ist jedoch neugierig, wann denn das Ziel aller Publizistik, die Öffentlichkeit dumm zu machen, endlich so zufriedenstellend erreicht sein wird, daß die weitere tägliche Bemühung überflüssig wäre. Aber vielleicht ist der Zustand schon eingetreten und die Zeitungen wissen es nur nicht und strapazieren sich noch mit jeder gedruckten Zeile. Denn wenn es doch so ist, daß gerade die unzulänglichsten Köpfe berufen sind, öffentliche Meinung zu machen, und das Publikum sie dergestalt hinnimmt; wenn es sogar Menschen geben soll, die sich an den Einfällen dieses unbezahlten Jobs erquicken und nicht wie unsereins wissend, sondern mit echtem Behagen an dem Reichtum dieser bildnerischen Phantasie und an der baroken Fülle von Metaphern, die diesem unversicherten Geiste einfallen wie die Brücke

Zwischen dem Nichterlebten und dem Nichtgedachten; wenn wirklich solches Druckwesen seine Genießer findet — so frage ich mich schließlich, ob nicht das Publikum vielleicht doch noch dümmer ist als die Presse, die es sich hält, wiewohl mir für diesen Grad schon jedes Maß einer Vorstellung fehlen würde.

Wenn ich freilich die Druckwelt betrachte, in der sich schlichte Arier hoffnungslos abquälen, den jüdischen Kollegen die Petites nachzumachen, das Anreißertum und die Brillanz der Schmucknotiz, den Hautgout der Sensation (den sie wahrscheinlich Hugo nennen), diese armen Teufel, die das Pech haben, nicht von Miskolcz eingewandert, sondern bodenständig zu sein und wohl auf Lebensdauer zu bleiben, und die für den Journaldienst nichts mitbringen als das Analphabetentum, ohne die Fähigkeit es zu gebrauchen — dann freilich werde ich eher des Zusammenhanges gewahr zwischen dem Zeitungswesen und einer Volksart, die auf dem Weg der Rückbildung zum Neandertalertum rapide Fortschritte macht, während es mir immer ein Problem sein wird, wie Juden nicht finden sollen, daß ihnen die Neue Freie Presse zu blöd ist. Da haben wir also die Wiener Neuesten Nachrichten, eine Zeitung, der ich öfter schon nachgewiesen habe, daß sie in großdeutscher Sprache geschrieben ist. Sie und die Reichspost sind in diesen Tagen etwa der Ausdruck der Gedanken, die ich einmal in der Beschreibung des Wiener Straßenlebens, durch das ein Neger chauffiert, festzuhalten versucht habe: »A Nääga a —!«, »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!«, »Hörst Murl, wosch di o!«, »Geh ham, Schwoazer, verschandelst uns jo die gonze Stodt!«, »Do fohr oba, zur Daunau und wosch dii —!« Während die vorkämpfende Deutschösterreichische Tageszeitung, als der eigentliche Schutz- und Trutzgoj auch »Dötz« genannt, diesen Rat nebstbei noch bezüglich der bodenständigen Schweißfüße erteilt und im ärztlichen Briefkasten die schlichte, aber unwiderstehliche Auskunft gibt:

Fußreinigung. Laues Wasser mit Seife.

Denn offenbar hatte einer der Mannen, die die schwarze Schande nicht mehr ertragen können, sich die Sache weit komplizierter vorgestellt, als sie im Grunde ist, und angefragt, wie man das eigentlich mache. Vielleicht einer von den Unentwegten, die viel auf dem Trottoir vor der Oper herumgehen müssen, wenn Jonny aufspielt. Also laues Wasser mit Seife — das Ei des Columbus ist nichts dagegen! Was aber die Josephine Baker

betrifft, die vielleicht mehr Zusammenhang mit der Gottesschöpfung erkennen läßt als ein ganzes flaches Land, auf dem Bodenständige wohnen, so hat sie es sich schließlich selbst zuzuschreiben, daß sie Bekanntschaft mit dem dunkelsten Zentraleuropa gemacht hat. Daselbst erscheint nun die Reichspost, die ihrem Verdruß in dem schlichten, aber treffenden Titel Luft macht:

Die Schwarze . . .

mit drei ganz idiotischen Punkten und nicht ohne der Mißdeutung wehren zu können, daß sie von sich selbst spreche. Man erfährt jedoch gleich, daß es sich um die Baker handelt, von der erzählt wird, daß sie »Nacht für Nacht«, man denke nur, in den Folies Bergères tanzt, »um schließlich zuletzt ganz privatim in ihrem eigenen Etablissement am Montmartre noch Sondervorstellungen zu besonderen Preisen zu geben«. Nach dieser Hundsordinärtheit, die ihre Peitsche verdient hat und mit der der arme Preßgoj leuchtenden Auges seine Dankesschuld an die jüdische Sensationspresse abträgt, beginnt er diese, wie er sagt, zu »kennzeichnen«. Da kommt nun der tiefe Schmerz zur Geltung, daß Nackttänze von Kerzelweibern noch nicht begehrt sind. Es folgt die Bitte, der Menschheit Würde, die in eure Hand gegeben ist, zu bewahren. Noch gebe es Gott sei dank

Tausende und aber Tausende, denen die Kultur unserer Heimat Atem reinster Lebensfreude bedeutet . . . .

Sie müßten sich zu einem flammenden Protest sammeln und »die in Oberflächlichkeit Eingelullten« aufrütteln. »Lange reicht hiezu die Zeit nicht mehr«, mahnt der Reichspostler mit einem Blick auf die Uhr des Stefansturmes, und schließt mit dem Memento (von Schriftleitern auch Momento genannt): Josephine Baker in der Stadt Schuberts »mit dem Bananenschurz tanzend«

ist es nicht ein letztes Haltesignal vor der Fahrt ins Weite, Unermeßliche des Abgrundes?

Aber wenn die Baker das letzte Haltesignal ist vor dem Abgrund, vor dem wir immer stehn tun, anstatt endlich herzhaft unterzutauchen, so hätte ja der Wiener etwas zum Anhalten und der Fremdenverkehr brauchte nicht alleweil um den Justizpalast zu branden. So denken und schreiben also diese Schriftleiter, die nicht wissen, wohin sie die Schrift leiten sollen, welche es ihrerseits schon gar nicht weiß. Vollends als blinde Kuh fühlt sie sich in

4a

den Wiener Neuesten Nachrichten. Da wird der praktische Vorschlag gemacht, Schubert, der dieses Jahr doch ausersehen ist, die Schlappe Beethovens bezüglich des Fremdenverkehrs wettzumachen — also ihn dafür, daß die zeitgenössischen Wiener ihn »fast verhungern« ließen, heute wenigstens durch Austreibung der Baker zu entschädigen. Die Bevölkerung ist schon sehr erregt. Denn es ist doch, heißt es, unerträglich, daß jener, dem es bei Lebzeiten so schlecht ging und der später bekanntlich von Hoteliers und Librettisten ausgewurzt ward — also daß er »auch jetzt sich mit einer tanzenden Negerin zu 50 Prozent ausgleichen soll«; sagt das Organ der Großdeutschen. Es bleibe dahingestellt, ob Schubert das Plus, das ihm da angeboten wird, nicht mit dem Hinweis darauf ablehnen würde, daß er die tanzende Negerin für eine musischere Gestalt erachte als geschäftstüchtige Troglodyten, die um Fremdenzuzug betteln und dabei die Frechheit haben, dem europäischen Geschmack ihre Unappetittlichkeit aufzudrängen. Aber so wahr die deutschvölkischen Belange keine Sehenswürdigkeit sind, so wahr ist die deutsche Sprache, die von ihren Vertretern gesprochen wird, eine Hörenswürdigkeit. Denn während man von den Negern überzeugt sein kann, daß sie die Sprache, in der sie sich untereinander verständigen, auch beherrschen, widerfährt den Wiener Neuesten Nachrichten in dem Eifer, das Deutschtum gegen die ihm drohende Schmach zu schützen, im Hinblick auf Schubert der folgende Satz:

Wie wenig ist dieses eine Jahr der Freude und Begeisterung dagegen gehalten, was ihm, so lange er unter uns wandelte, schuldig geblieben wurde.

Man möchte ja glauben, daß ein Volkscharakter, der um Bewahrung seiner Eigenart ringt, deren Existenzwürdigkeit vor allem darin zum Ausdruck bringen müßte, daß er sich selbst die Sprache bewahrt hat, die ihm die Außenfeinde beeinträchtigen. Aber wie viel wird da schuldig geblieben von unsern armen Schriftleitungschristen, welche die Redaktionsjuden noch um die Fähigkeit beneiden, sich zur Not auszuquetschen, von diesen wahren Gojim in den Gauen der Sprache, in der sie bodenständig sind!

5

Ach, hüben wie drüben täglich eine Fülle der Probleme, wie dieses elende Gehudel von Kneipe und Comptoir, dieser privateste Mißbrauch von Sprachehre und Verstand nur überhaupt publik werden kann und daß die Hand des Setzers, ja die Maschine selbst sich nicht gesträubt hat, den Dreck wie er ist in bleibende Gestalt zu verwandeln! Meine Ohnmacht der ganzen Erscheinung gegenüber drückt sich vielleicht am stärksten in dem tragischen Konflikt aus, den ich durchmache, wenn ich jedem einzelnen dieser Beispiele geistiger Minderwertigkeit gegenüberstehe, die sich mir aufdrängen, da ich im Blätterwald so für mich hingehe, um nichts zu suchen und weiß Gott mit der inbrünstigsten Sehnsucht, nichts zu finden. Von jedem einzelnen wäre ich imstande, das Gesicht der Zeit, der Nation, der Stadt abzuzeichnen, immer glaube ich, dies eine sei das geeignetste, das mir für alle Zeit die Befassung mit den übrigen ersparen wird, und ich sammle sie doch alle und komme in Kämpfen stofflichster Art nicht dazu, unter ihnen die Wahl zu treffen, geschweige denn sie alle auszustellen zur Heerschau über die Macht, die den Geist mit Krieg überzog und demgemäß mit Läusen.

Wie schwer wird es da erst, sich dem Dank für das positive Erlebnis zu widmen, das man einmal in unheiligen Zeiten aus einem Zeitungsblatt empfangen hat! Aber um die Umgebung zu schaffen, in der es auch andere empfangen können, müßte ich besonders auf die eigentliche Welt der Normen weisen, die uns beklemmend umgibt. Denn der Strahl des Geistes, den ich auffing, drang aus der Nacht des Irrendaseins. Und man versuche sich vorzustellen, daß es just an dem Tage geschah, an dem ich die Weihnachtsbotschaft las jenes unschuldigsten Fibelgemütes, welches angesichts des neunzigsten Toten unterm Christbaum Kindern das Treugelöbnis für die Polizeidirektion abgenommen hat und den Gedanken aussprach, daß die Treue kein leerer Wahn sei, was ich doch längst nicht mehr geglaubt hätte. So setzt einem die Welt der Normen zu und verlangt noch, daß man seine Sinne beisammen halte! Das ist nicht leicht, sage ich mir, und wiewohl ich nach Rückert weiß, daß nicht so sehr erfüllte Wünsche das wahre Glück bedeuten als vielmehr erfüllte Pflichten, so deprimiert mich doch die Erfahrung, daß hier, wie man sich auch plage, nichts vom Fleck kommt. Aber Kopf hoch, sage ich mir, zumal wenn ich das traurige Los meines erfolgreicheren Rivalen, des Goldfüllfederkönigs, bedenke. Er, der die Aufforderung plakatiert hat, daß der Polizeipräsident nicht abtrete, sitzt im Irrenhaus! Er hat, was er verlangte, doch unstreitig durchgesetzt, und befindet sich nunmehr auf der psychiatrischen Klinik. Und da er dort über eine Schreibmaschine verfügt, beklagt er sich in einem Schreiben an mich über krassen Undank. Jetzt kommt er drauf, daß ich recht hatte. Hört, hört:

... Im September vorigen Jahres habe ich mich noch hinreißen lassen, den Behörden resp. der Polizeidirektion auf Verlangen von oben mit großen Versprechungen einen großen unvergeßlichen Dienst zu erweisen und den Polizeipräsidenten durch meine unvergängliche »Aufforderung« zu rehabilitieren.

Nun, diese Produktion eines Irren, die noch in der Welt der Normen wurzelt, meine ich nicht, wenn ich von einem Strahl des Geistes spreche. Vielmehr erblicke ich den äußersten Kontrast zu allem vorschriftsmäßigen und diesbezüglichen Denken in einem andern Dokument, welches mir am Weihnachtstag und zwar aus Rumänien zukam. Und da sei vorweg, auf die Gefahr hin, daß man meinem eigenen Wort den Ursprung in der Irrsinnssphäre suchen wollte, der Glaube ausgesprochen, den ich dieser Botschaft verdanke: Der größte heute in deutscher Sprache denkende, vielleicht der einzige große Dichter, und einer der größten, die je gelebt haben, ist ein Schlosser, der in der Irrenanstalt von Czernowitz lebt.

Aber wir wollen uns das Wunder, das uns bevorsteht, verdienen, indem wir uns erst nach der Lyrik umsehen, die der Welt der Normen entsprießt. Freilich böte das Talentierteste, das da nur zu finden ist, Kontrast genug, um ein für allemal jegliche Produktion der Normalgehirne als bedenklich erscheinen zu lassen, die sich ja der Sphäre des produktiven Irrsinns höchstens durch Hysterie anschmarotzt. Doch sei hier nicht die Leistung eines Literatentums betrachtet, das mit der Geschicklichkeit, einen Naturzwang vorzutäuschen, immerhin den Geschmack und die Mode der heutigen Lyrik angibt. Wir wollen vielmehr in jenes abgründige Gebiet eintreten, wo das beglaubigte Normalgehirn sich in der Befugnis austobt, die dagewesensten und unerlebtesten Empfindungen in das Käsepapier von Vershüllen zu kleiden, die kein Abfallbehälter behalten würde. Was da in deutschchristlichen Sonntagsbeilagen zwischen Graz und Linz, also namentlich in Wien, andauernd geboten wird, davor scheint es noch immer mehr der Sau zu grausen als den Bauern, die darauf abonniert sind. Wunderbar wird erst aller Fortschritt der Technik, wenn man ihn, aus dem Gesichtspunkt der Gleichzeitigkeit, mit der Zurückgebliebenheit der geistigen Einrichtungen zusammenhält. Man versuche einmal ohne Furcht für das Gleichgewicht des Verstandes, sich vorzustellen, daß ein und derselbe Tag die Nachricht bringt, man werde demnächst von New-York nach Wien blicken können, und den Inhalt der »Damenspende des Deutschösterreichischen Schriftstellerballes«. Der ehrwürdige Kernstock etwa, der im Weltkrieg seinen Dilettantismus der Hebung des Blutdurstes zur Verfügung gestellt hat, widmet »Einer Wienerin« das zarteste Gedenken:

Denn lebensfrisch, echt wienerisch
Wallt immerdar dein Blut
Wie edler Wein: ein Prachtgemisch
Aus Sonnenkraft und Glut.

Während andern der geringste Anlaß Herzenspein schaffe, ihr »kostet's nur ein Seufzerlein«, denn in ihrer Brust »verhohlen quillt der Jungborn Poesie«, welcher bei Kernstock offen ausfließt. Und man kann überzeugt sein, daß hunderttausend deutsche Leser, die es in den christlichen Blättern zitiert finden, sich daran als dem Inbegriff aller Lyrik erquicken. Solche, die mehr heimischen Urlauten zugeneigt sind, wieder an dem Folgenden:

Is nea r oaner in Ort ...

Von Karl Bacher

Is nea r oaner in Ort,
Daß i schau auf und o',
Und um den tats mer load,
Wonn der Bui mi nit mo'.

Was »r« bedeutet, ist rätselhaft, das später vorkommende »ollwi« ist offenbar »alleweil«, die Angelegenheit spielt nämlich im Znaimer Kreis und dürfte schon in Oberhollabrunn auf Schwierigkeiten stoßen:

Und war ah der Znoamer Kroas
So groß, als i moan,
Mocht mer koaner mehr hoaß
Ols wia r er nea r alloan.

Man versuche sich vorzustellen, daß Damen, ohne zu stolpern, unter dem Eindruck dieser Spende getanzt haben. Zum Schluß ergibt sich ein gewisser Anhalt:

Is nea r oaner in Ort —
Und wonn i 'n nit kria',
Aft gschacht mer so load —
Und i möcht, daß i stir(w) ...

Beim letzten Wörtlein pflegt in solchen Fällen immer nachgeholfen zu werden. Die Heimatdichter unterlassen es nimmer, zum Beispiel das »bi« für alle Fälle mit einem (n) zu versehen, wiewohl eine solche Anweisung gerade hier überflüssig erscheint; »stir« also bedeutet soviel wie »sterbe«, das sich auf »kriege« reimt, nämlich (w) bedeutet eigentlich (b). Das sind nun so die schalkischen Erlaubnisse der Dialektpoesie, von der man ja zugeben mag, daß ihr Sprachboden, wenngleich nur in Znoamer Grenzen, noch immer zeugungsfähiger ist als das Papier, aus dem hochdeutsche Dilettanten schöpfen. Und da ist es freilich ein Problem für sich, daß man der Angehörige einer Republik sein muß, zu deren hervorstechendsten Freiheiten die ihres Präsidenten zählt, schlechte Verse zu machen. In der sich aufdrängenden Parallele zwischen der Produktion des Oberprimaners Krantz und der unseres Staatsoberhauptes dürfte die Untersuchung wohl jener als dem Ausdruck komplizierteren Denkens den Vorrang zuerkennen. Und ohne den Verdacht legitimistischer Gesinnung auf sich zu lenken, muß man doch sagen, daß einem Versuche des Monarchen, Verse zu produzieren oder gar zu veröffentlichen, wie sie da wieder unserm Hainisch eingefallen sind, sich wohl alle Mächte des Zeremoniells, wenn nicht die Besinnung der eigenen Würde, entgegengestemmt hätten. Herr Hainisch hat es sich nicht versagen können, uns in die Stimmung eines »Sonntags im August« wie folgt zu versetzen:

Wer kann, hat längst die Stadt verlassen
Und viele Fenster sind verhängt,
Die Bahnen führen fort die Massen,
Bevor die Sonne sie versengt.

Ich habe schon mit dieser einen Zeile einen Saal alarmiert, da ich nämlich wieder mir es nicht versagen konnte, den König Bobèche — in der Szene, wo der reine Froh- und Schwachsinn als ländliche Idylle musikalisch verklärt wird — die Verse seines Kollegen Hainisch aufsagen zu lassen.

66

Und wer in Wien zurückgehalten,
Der fliegt am Sonnntag gern hinaus,
Um sich im Wald zu unterhalten,
Doch ich blieb oft ganz still zu Haus.

Ganz still, nämlich nicht dem Schreiben, sondern dem Lesen hingegeben.

Wo sonst die Räder Staub entfachen
Und jeder strebt nach seinem Ziel,
Da hört man heute Kinder lachen,
Sie spielen irgendwo ihr Spiel.

Hainisch jedoch, der »gar oft bei offnen Scheiben saß«, ließ sich durch »sonntägliches Treiben« in seiner Arbeit nicht stören. Ich hinwiederum ließ den Prinzen Saphir, der entzückt vernimmt, wie auch das Stadtleben seine Reize hat, ausrufen: »Is das aber schön!« »Was, da staunen S'?« »Sagn S', das hat er ganz allein g'macht?« »Ganz allein! Sind S' so gut — so was wird er doch schon treffen, er is doch nicht mehr so jung! Das kommt alles aus dem eigenen Staatsoberhaupt«; und zum Beweise zitierte der König Bobèche noch die folgende Strophe, die er der Damenspende des arischen Schriftstellerballes entnommen hatte:

Gar nie in meinem ganzen Leben
War mir so leicht der Arbeit Last,
Die Stimmung, die mich rings umgeben,
Die hat mich machtvoll auch erfaßt.

Nun, unser Präsident hat leicht schaffen und der Hörer leicht lachen. Aber ich muß schon bekennen, daß zu den Problemen dieser Republik, die mir immer wieder den Austritt nahelegen, nebst der Treue und Beharrlichkeit ihres Hortes die unerschütterliche Produktivität ihres kreuzbraven Präsidenten gehört, der zwischen Murmeltierjagd, Dekorierung schießender Polizisten und Begnadigung von Erpressern solchen Unfug mit der Sprache treibt. Doch da man gleichfalls ausharren muß, bleibt nichts übrig, als sich aus dieser täglich vorhandenen und dennoch unvorstellbaren Welt der Normen, aus der Region beispielgebender Banalität, aus der Untiefe des Voll- und Ganzsinnes, dorthin entrücken zu lassen, wo das Absurde von Offenbachs Klängen weggespült wird. Oder sich hinzudenken in ein Reich des Wahnsinns, wo das sprachliche Urbild der Natur erhalten blieb.

6c 124

Ein Schreiben also, an den Verlag der Fackel gerichtet, hat den Wortlaut:

> Den beifolgenden Zeitungsausschnitt bitte ich Herrn K. K. mit meinen . . Grüßen zu übermitteln. Vielleicht werden die darin enthaltenen Proben von Dichtungen Irrsinniger Herrn K., dem der Nachklang dessen, was sich heutzutage als deutsche Dichtung ausgibt, so wehe im Ohre liegt, eine kleine Freude bereiten. — —

Der Ausschnitt aus einem Czernowitzer Blatt, der beilag, ist beiweitem das Anständigste, was ich seit langem, beiweitem das Wichtigste, was ich je in einer Tageszeitung gefunden habe. Der Autor selbst ist der Einsender, er nennt sich mit einem Pseudonym Uliu. Er erzählt davon, daß ein ihm befreundeter Arzt (wie er mir späterhin mitteilt, der Sekundararzt der Czernowitzer Landesirrenanstalt Dr. Walter Kipper) Beweise für die Theorie sammle, daß der Irrsinn »bei vorher ganz unschöpferisch konstituierten Menschen die geistigen und seelischen Fähigkeiten in einem derart außerordentlichen Maße steigere, daß diese Menschen erst im Irrenhause zu Dichtern und Künstlern werden.« Ihm liege nunmehr die Sammlung vor, in welcher »das Typischeste und Schönste aus der großen Menge von Briefen, Zetteln, Zeichnungen, Tagebüchern und Dichtungen von Geisteskranken« vereinigt sei. Zunächst zitiert er die Stelle eines Briefes, den ein Mann geschrieben hat, der wegen zweier Mordtaten ins Gefängnis kam, dort tobsüchtig wurde und »von dem es sich später herausstellte, daß er auch seine Tat in geistiger Umnachtung verübt hatte«. Der Brief sei im Gefängnis geschrieben; die in der zitierten Stelle enthaltenen Angaben entbehrten jeder tatsächlichen Grundlage und seien Gebilde freier Phantasie. Man vernehme nun dieses Wunder einer Prosa, das der Berichterstatter mit Recht »ein überströmendes und erschütterndes dichterisches Gleichnis des Schmerzes und der Hoffnungslosigkeit« nennt:

. . . und mein Schmerz ist so groß, daß alles Gute und Teuerste der Welt meine wehbrennenden Wunden nicht mehr heilen kann. Die Sonne weint, der Wind ist traurig; der Schnee ist ganz blau geworden und die Au still. Der Mond ist vertieft; denn alle leiden meinen Schmerz. Von meinen Tränen zerspringt der Beton der Kerkerzelle. Das schwere Eisen frißt sich langsam zu meinen Knochen durch. Alles, alles fühlt, alles sieht mein Leid und mein unverschuldetes Unglück, Totes und Lebendiges, nur ein menschliches Wesen nicht. Unglücklich bin ich, ja der Unglücklichste unter Unglücklichen. — Nach meiner Gefangennahme in tiefster Trauer, ist mein Jagdhund gestorben; gleich darauf alle Hühner; gleich darauf meine Kuh. Mein Kind wurde geboren und die Sonne hat ihm weinend durchs Fenster mein unverschuldetes Unglück verkündet und nach ein paar Tagen wurde es traurig nach dem Vater und ein paar Tage später verließ es die verhaßte Welt — und gerade heute wird es zu Grabe getragen, ohne Vater und Mutter, nur von Fremden begleitet; denn der Vater wird gemartert und die Mutter hat fast ganz die Welt vergessen, und das Kind und den Vater, liegt aber still im Bette, die Kerze in der Hand haltend und sieht gen Himmel. Ich habe nichts mehr, nichts auf Erden.

Nach Bruchstücken aus zwei Reimgeschichten eines Irren — die eine von rührendem Humor, die andere von tragischem Hohn, diese begleitet von Zeichnungen, von denen der Berichterstatter sagt, daß sie »des Pinsels eines Van Gogh oder Goya würdig wären« — folgt nun das Ungeheure. Drei lyrische Gedichte eines geisteskranken Schlossers, dessen Handschrift und Orthographie so dürftig seien, »daß sie von jedem Volksschüler übertroffen werden«. Der Berichterstatter gibt ihnen — und solange er selbst spricht, mag man noch zweifeln — das Vorwort:

Aber dafür die Gedichte! Man steht förmlich vor den rätselhaften Offenbarungen eines aus anderen Sphären schwingenden lyischen Geistes, der durch das Medium dieses zerbrochenen Mundes spricht. Welcher Brunnen der Worte, welches Atmen der Erde! Seit den Tagen Christian Günthers und der anderen edlen Barocklyriker ist solche Stimme nicht mehr gehört worden. Ich übertreibe? Hier die Beweise.

Und er übertreibt wirklich nicht, er sagt noch viel zu wenig; nichts Gesagtes aber könnte einen Begriff von dem geben, was dieser Dichter zu sagen hat, und um das Wunderbare zu ermessen, bedarf es eines ungeheuren Antriebs im Leser und im Hörer, die Seelenkräfte zusammenzufassen und aus der Sprachwüste, in der man lebt, zurückzufinden zu dem Anfang, wo das Wort war. Man höre, wenn man kann:

Einen Trunk der Liebe

Laß uns in den Silberglanz,
den die Birken grün umhüllen,
unsrer Herzen Krüge ganz
mit der tiefen Stille füllen!

Laß uns mit dem letzten Atemhauch,
mit des Blutes letzter Welle
so hinübermünden in den Strauch,
wie ins Wurzelwerk die Quelle!

Alles Irdische muß wesenlos
ohne Trauer von uns fallen;
kindgeworden in des Waldes Schoß
sind um uns nur Nachtigallen.

Dies ist das erste der drei Gedichte. Nur auf den höchsten Gipfeln deutscher Lyrik, dort, wo Ruh ist; in wenigen Strophen von Claudius, Hölderlin oder Mörike, heute in Zeilen Trakls oder der Lasker-Schüler, ist, im erhabenen Einklang von Gesicht und Gehör, so Gestalt geworden, was ein Herz und die Natur einander zu sagen haben. Verse wie »unsrer Herzen Krüge ganz mit der tiefen Stille füllen«; wie dieser heilige Gedanke der Nachtigallen um uns »kindgeworden in des Waldes Schoß« — wiegen ganze Bibliotheken von Lyrik auf. Das eigentliche Wunder ist, daß die Naturgewalt des Irrsinns, der man die Entbindung der Vision ohneweiters zutraut, auch diese unglaubliche Gesetzmäßigkeit bewirkt oder zugelassen hat: über die Symmetrie im Wechsel der kurzen und der längeren Verse und die ihr entstammte psychische Wirkung ließe sich ein Essay schreiben: über das große Pathos etwa, das die überzähligen zwei Silben diesem »letzten« Atemhauch vorbehalten. Die gleiche Erscheinung im Elementaren und zugleich Kunstvollen, in der höchsten Formmeisterschaft, mit der das Geschaute und Gefühlte zur Gestalt gebracht ist, erstmalig und unvergänglich dastehend, in dem Gedicht

Frühling

Ohne Ende sind
Wege, die zum Frühling führen:
und der laue Wind
öffnet rings geheime Türen.

Wenn die Sonne lacht,
möchtest du zum Himmel wallen,
und in tiefer Nacht
hörst du warme Tropfen fallen.

Alles Schwere sinkt
von den Dingen, die sich weiten,
und die Erde trinkt
Wunder der Entbundenheiten.

Du hörst wahrhaftig in tiefer Nacht warme Tropfen fallen, und es sind wahrlich Wunder der Entbundenheiten, diese Worte, die der arme Schlosser im rumänischen Irrenhaus geschrieben hat. Was soll man nun aber zu der folgenden erotischen Vision sagen, vor der noch das Lebendigste, das deutsche Lyriker dem Frauenleib abgesehen und abgesungen haben, zu Papier wird:

Junge Tänzerin

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichtem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Eine Wolke weißer Seide
spiegelt rauschend jeden Schritt;
mystisch wandeln unterm Kleide
Blut und Haut und Atem mit.

An des Körpers Blüten-Stengel
schwingt des Rockes Glocke sie,
und der Beine Doppel-Schwengel
läutet leise Melodie.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichtem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Schon die Anschauung der Tänzerin als einer fortgewehten großen Glockenblume ist einzigartig. Wann aber ist je ein Rock so gestalthaft zur Glocke geworden, daß man ihn läuten hörte; wann haben Rock und Glocke je einen derart zauberhaften Akkord entdecken lassen; wann ward je das Geschaute so zugleich gehört! Und die unübertreffliche Herrlichkeit von Blut und Haut und Atem, die unterm Kleide mystisch mitwandeln, noch mit dem Rauschen der Wolke rauschend zur Melodie des Doppel-Schwengels. Mystisch, unerforschlich der Weg, auf dem solches Element der Anschauung durch ein wundes Hirn zu solcher Kunstvollendung gelangt ist! Der Berichterstatter darf mit rührender Überzeugtheit sagen, diese Proben die einem einzigen Irrenhause entstammen, möchten einen Schluß darauf erlauben, »wieviele verschüttete Beweise des Lichtes, das in der Finsternis scheint, noch in den trüben Verliesen der geistigen Umnachtung, die es gibt, zu finden« wären.

Meine Erkundigung hat ergeben, daß der größte deutsche Dichter, also der im Czernowitzer Irrenhaus lebende Schlosser Karl Piehowicz heißt. Wenn auch seine irdische Person, Gott seis geklagt, hiefür nicht in Betracht kommen kann — seinem Genius, der ihre Stelle vertritt, seiner Dichtung gebühren sämtliche Dichterpreise, die Deutschland zu vergeben hat. Denn sie entschädigt für alle Lyrik, die aus Normalhirnen über uns hereinbricht, und sie wiegt alles auf, was eine deutsche Dichterakademie in diesem Fache beherbergt. Ich würde ihm insbesondere den Schillerpreis der Herren Werfel und Unruh verleihen, meinetwegen ohne den Aufschlag durch die Linger-Werke, deren großmütiges Angebot den Weg weist, den die Kultur vom Idol zum Odol des deutschen Volkes genommen hat, und symbolisch ausdrückt, daß dessen Sprache heute dazu gut sei, sich den Mund auszuspülen! Und demgemäß weiß ich, daß keine der Zeitschriften, die in deutscher Sprache zu erscheinen scheinen, die Gedichte des armen Schlossers nachdrucken wird. Auch von seiner Selbstbiographie, die er, wie ich erfahre, zu schreiben begonnen hat, und auf die ich doch weit gespannter bin als auf die Memoiren eines Bundesfinanzministers, wird kein Aufheben gemacht werden. Aber ich weiß dafür auch, daß, wollte man dieser deutschen Jugend nichts anderes als solche Lyrik zu lesen geben, ein korruptionsfreieres Geschlecht aufwüchse. Denn zwischen dem verdorbenen Wort und der verdorbenen Seele gibt es Belange, von denen sich weder die Schulweisheit noch die Politik etwas träumt. Nun, von der Schmach der Sprache, mit der wir umgeben sind und aus der es keinen Lichtblick gibt als die Hoffnung auf die Negerschmach — vom Tagwerk der Redaktionen zu der Vorstellung zu gelangen, daß in Irrenhäusern solche Andacht verrichtet wird, grenzt an Blasphemie. Und man könnte den Verstand verlieren bei dem Gedanken, daß eben diese der Trost ist: die Schöpfung lebt, da sie sich in die Irrenzelle geflüchtet hat. Wenn Gloster in Lear ihr »zertrümmert Meisterstück« erkennt — hier wahrlich schuf sie aus Trümmern ihr Meisterstück!

11

* * *

Nachschrift

Der Aufsatz mußte, wie er gesprochen wurde, wiedergegeben werden trotz der Möglichkeit, daß durch die folgenden Mitteilungen eine Grundlage scheinbar ins Wanken geraten und die Urheberschaft der entdeckten Herrlichkeit problematisch geworden ist. Diese selbst und der Wert ihrer Entdeckung bleiben von dem Zweifel daran unberührt, daß der Geisteskranke ihr Schöpfer sei. Wäre er wirklich nur der Finder und Bewahrer dieser lyrischen Schätze, das geistige Wunder wäre groß genug und der Kontrast, in dem sich die gebrandmarkte Welt der Normen zu den Interessen eines internierten Schlossers befände, wahrlich nicht geringer. Karl P., der diese Gedichte in der Fremdenlegion nur gesammelt und in seinem Gedächtnis bewahrt hätte, wäre noch immer ein größerer Lyriker als Hainisch und Kernstock, ja selbst als Werfel, der uns zu Ostern das Gedicht vom Gaul geschenkt hat. (Dem man nicht ins Maul schauen soll.) Nicht weniger wunderbar als die erste Version ist also die zweite, mit ihrer Zugabe weiterer Kostbarkeiten, und was mir da mit geteilt wurde, sei der Reihe nach wiedergegeben.

Cernăuti, 20. II. 28

An den Verlag der Fackel, Wien

. . . Als ich Herrn Sperber (Uliu) vor einiger Zeit mehrere Gedichte aus unserer Irrenanstalt übergab, tat ich es mit dem Bemerken, daß ein Kranker ihr Verfasser sei. Herr Sp. war somit im guten Glauben, als er sie Ihnen als Werke eines Irrsinnigen einsandte. Schon nach kurzer Zeit haben sich die Zweifel, die ich gleich anfänglich an der Dichterschaft des Patienten hatte, so sehr verstärkt, daß mir heute eine andere Entstehungsquelle viel wahrscheinlicher dünkt. Der unbekannte geniale Sänger des »Friedhof im Süden« (Anm.: Erst später zugesandt) dürfte ein Soldat der Fremdenlegion in Marokko sein und ist möglicher Weise dort auffindbar. Wenn Sie sich an den Nachforschungen, die wir beginnen wollen, zu beteiligen wünschen, könnten wir hoffen, einen noch ungehobenen und vielleicht der Vergessenheit schon geweihten Schatz noch zu heben und auch einem Dichter einen Teil unserer Dankesschuld zu begleichen.

In diesem Falle werde ich Ihnen gerne das Resultat unserer bisherigen Untersuchungen mitteilen sowie die wundersame Geschichte des Wiedererstehens der Dichtungen.

Dr. Walter Kipper

12

Storozynetz, 29. Februar 1928

An den Verlag die »Fackel«, Wien

. . . Karl P., den ich erst vor ungefähr vier Wochen zum ersten Male sah und sprach, macht allerdings den Eindruck eines Menschen, dem solche Gedichte, wie die anfänglich von mir kennengelernten, nur schwer zuzutrauen wären. Er ist vollständig ungebildet und sein intellektueller Habitus entspricht ungefähr demjenigen eines durchschnittlichen Wiener Schlossers. Mangelhafter als bei einem solchen ist seine Fähigkeit, sich in der deutschen Sprache auszudrücken, weil diese bei ihm stark von Bukowinaer Dialektismen und landesüblichen groben Verstößen gegen die Grammatik behaftet ist.

Ich sah Karl P. zum ersten Male anläßlich eines Besuches, den ein Herr Dr. Zaloziecki mit mir Herrn Dr. Kipper in der Irrenanstalt abstattete. Dieser Herr hatte, gleich als er meinen Artikel in der Zeitung las, grundsätzlich und von Haus aus die Möglichkeit bestritten, ein Geisteskranker könnte der Verfasser solcher Gedichte, wie der von mir veröffentlichten, sein. In der Zwischenzeit aber hatte P. wieder eine Anzahl von Gedichten niedergeschrieben, darunter auch die beiden unter den Titeln »Friedhof im Süden« und »Mittag«, die in Abschrift diesem Brief beiliegen. Wenn das zweite noch ganz in der Manier der ersten drei Gedichte, welche Herr K. kennt, gehalten ist, die gleiche keusche Einfachheit und naturnahe Sprachtrunkenheit atmet, also ganz gut einem primitiven Dichter zugeschrieben werden könnte, so setzt die Autorschaft des Gedichtes »Friedhof im Süden« schon unbedingt eine höchst kultivierte Persönlichkeit von erlesenem Sprach- und Formsinn voraus.

So wenigstens für die Herren Dr. Z. und Dr. K. Für mich aber — und hier möge mir verstattet sein, mit einer eigenen Meinung hervorzutreten — für mich ist es ganz unwesentlich, ob Karl P. wirklich der Autor der von ihm frei aus dem Gedächtnisse oder vielmehr inspirativ niedergeschriebenen Gedichte ist oder nicht. Daß er, der in einer Irrenanstalt internierte ungebildete Schlosser aus Radautz, der die deutsche Sprache nur mangelhaft beherrscht, und die Gedichte in einer Orthographie aufsetzt, die buchstäblich ihre mühselige Entzifferung notwendig macht, uns diese Gedichte als Vermächtnis eines unbekannten genialen Dichters gerettet und übermittelt haben könnte, diese Annahme müßte nur den Glauben an ein noch größeres Wunder in sich schließen in einer Zeit, in der alle zünftigen Wächter und Verweser des deutschen Schrifttums diesen Dichter unentdeckt ließen. Nicht so aber für die erwähnten Herren Ärzte. Bei unserem Besuche wurde Karl P. von Herrn Dr. Z. einem Kreuzverhöre unterzogen, welches folgendes Ergebnis zeitigte: Karl P. ist nicht imstande, einzelne Worte seiner Gedichte, wie z. B. das Wort »Sarkophag« genau zu definieren. Bei der Wiederholung gewisser Angaben über seinen Lebenslauf begeht er Ungenauigkeiten und verwickelt sich in Widersprüche. Auf vielfaches Fragen und Drängen gibt er zu, szt. in Marokko in der Fremdenlegion sich in Gesellschaft einiger Deutscher befunden zu haben, die »mit ihm zusammen Gedichte schrieben«, u. zw. schildert er das Zustandekommen dieser Gedichte

auf eine höchst merkwürdige und nicht leicht verständliche Art. Die besagten Fremdenlegionäre hätten ihre freien Stunden damit verbracht, mit einander um die Wette zu dichten, die Gedichte zu feilen und zu verbessern u. s. w. Er könne nun nicht mit Bestimmtheit die Autoren der einzelnen Gedichte identifizieren, nur von einem Gedichte wisse er, daß er es selber verfaßt hätte u. zw. vom Gedichte »Brot«. (Beilage.) Das Gedicht »Junge Tänzerin« schreibt er auf vielfaches Befragen einem gewissen Otto Borger zu, der aus Stuttgart oder Straßburg stamme und dessen letzte Adresse in Marokko er anzugeben weiß. Auch die Adressen der anderen Freunde kann er mitteilen. (Ich habe gleich nach dem Besuch in der Irrenanstalt an die verschiedenen von P. genannten Personen Briefe gerichtet, in denen ich um aufklärende Details sowie um etwa vorhandene Manuskripte bat). P. behauptet, in Radautz ein Heft mit ungefähr 1500! Gedichten zu besitzen . . . .

Als charakteristisch für die Art, in der P. seine Gedichte niederschreibt, sei hier mitgeteilt, daß er nicht jederzeit imstande ist, sich ihrer zu entsinnen, sondern sozusagen einer Eingebung bedarf. Bei der Rezitation der Gedichte (er konnte, als wir ihn besuchten, einzig das Gedicht »Junge Tänzerin« aus dem Gedächtnisse hersagen) verfährt P. so mechanisch und leiernd, daß man den Eindruck gewinnt, einen Schüler der ersten Volksschulklasse vor sich zu haben.

Aus allen diesen Umständen haben die Herren Dr. Z. und Dr. K. nunmehr den Schluß gezogen, P. habe einfach die Gedichte szt., weil er sie oft vordeklamieren hörte, auswendig behalten und sei selber überhaupt kein Dichter. Und es gibt gewiß auch andere Details, die ihn sehr wenig vertrauenerweckend erscheinen lassen. Als erste Strophe eines Gedichtes über eine südliche Landschaft steht die Mignon-Strophe »Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n«. Ein anderes Gedicht, betitelt »Das Leben eines Fremdenlegionärs« schließt mit der Strophe: »Auf ferner, fremder Aue« etc., ein drittes mit der ersten Strophe des Valentin-Liedes »Da streiten sich die Leut' herum« u. s. w. Eine Strophe aus einer Gruppe italienischer Gedichte ist von Schiller (»Prächtiger als wir in unserm Norden«). Kurz, aller Schein spricht für die von den Herren Dr. Z. und Dr. K. gefaßte Meinung. Ich habe alles versucht, um die möglichen Urheber der von P. aufgezeichneten Gedichte zu eruieren. Aber die Gewißheit, daß diese Gedichte, die vielleicht nicht von ihm sind, hundertfach alle jene Erzeugnisse aufwiegen, die in der Apachendämmerung des zeitgenössischen Literaturbetriebes gedeihen, und die ganz bestimmt von jenen Dichtern stammen, unter deren Namen und Marke sie auf den Markt gesetzt werden, hat meinen Standpunkt ganz eindeutig fixiert: Solange sich kein anderer Urheber feststellen läßt, ist Karl Piehowicz für mich die Quelle der wunderbaren Lyrik, die er uns schenkt, und sozusagen der Autor selbst. Dies ist gewiß eine ziemlich naive und allem Scheine nach unhaltbare Ansicht, aber mir erscheint es unglaubhafter, daß ein Mensch wie P. an diesen Gedichten jemals Interesse gefunden haben und sie sich wortgetreu gemerkt haben könnte, als daß er ihr Autor wäre. — —

Alfred Sperber.

Diese und eine weitere Zuschrift vom 14. März teilen Gedichte mit, die, von Zitaten aus Volksliedern und Skurrilitäten (wie »bei Gelegenheit der Omnibustariferhöhung«) unterbrochen, von ungleichem Werte sind und von denen hier vorläufig die wunderbaren Verse eines der »Römischen Gedichte« wiedergegeben seien:

Die Zypresse, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
tauchen in das himmlisch-tiefe
fleckenlose duft'ge Blau.

Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne, weit und breit,
legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.

Und zwei Strophen als Nachtrag. Denn überraschenderweise stellt sich heraus, daß dem Gedicht »Einen Trunk der Liebe«, welches mit dem Abschluß des Verses von den Nachtigallen ein geschlossenes Kunstwerk war, es überhöhend noch die folgende Pracht angegliedert ist:

. . . . . Nachtigallen,
die uns über Raum und Zeit
über uns hinaus zu den Gefilden
Gottes wiegen in die Ewigkeit
wo die Engel mit den milden

Mutterhänden unsren Liebesbund
heiligsprechen und in Harfenchören
und von Mund zu Mund
jubeln, daß wir wieder Gott gehören.

Man weiß freilich nicht, ob man mehr den Verlust des tiefen Ruhepunktes nach dem Nachtigallen-Vers beklagen oder für das großartige Auferstehen danken soll in diesem durch zwei Strophen geschlungenen, bis zu Gott emporgeführten Relativsatz. Was immer die Untersuchung der Autorschaft ergeben wird — und ergäbe sie, daß Liebhaber geistiger Werte einen durch Jahrhunderte unbekannten Dichter gefunden und memoriert haben —, ein größeres Wunder als das Werk selbst kann sie nicht offenbaren, und die Welt der Redaktionen wird beschämt bleiben durch die Tatsache, daß das Irrenhaus wenn nicht Ursprung, so doch Zuflucht und Hort dieser Schöpfung war.